

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

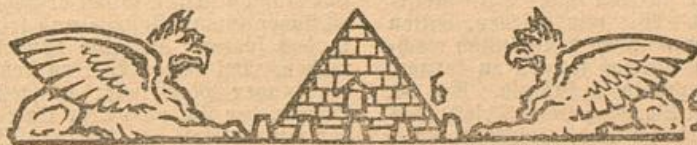
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

20.11.1921 (No. 47)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 47



20. Nov. 1921

Karl Esselborn / Adam Karrillon.

Die Familie Karrillon leitet ihren Ursprung aus Frankreich her. Das Wort Carrillon gehört der französischen Sprache an und bedeutet Glodenspiel. Dementsprechend wurde der Name früher mit C und mit einem r geschrieben, und ein Zweig der Familie schreibt sich noch heute so. Die Schreibung mit K und rr hat erst Adam Karrillon einheitlich durchgeführt. Der Familienüberlieferung nach war ein Vorfahre Hufschmied am Hofe Ludwigs XIV. Wann die Familie aus Frankreich ausgewandert ist, und wo sie sich zunächst in Deutschland niederließ, ist nicht festgestellt. Adam Karrillons väterlicher Großvater Jakob Karrillon finden wir zuerst in Wehrheim in dem Nassauischen Amte Usingen und dann in Frankfurt a. M. als Tischschreiber. Dessen Sohn, Franz Karl Karrillon, geboren 1808 in Wehrheim, besuchte das Lehrerseminar in Wehrheim und fand seine erste amtliche Verwendung in dem etwas nördlich, von Waldmichelbach gelegenen Gartenrod, wo er sich im Jahre 1834 mit Maria Eva Bangert, der Tochter des Bürgermeisters und Hübners Peter Philipp Bangert, verheiratete. Bis 1850 wirkte er in Gartenrod, dann wurde er auf seinen Wunsch nach Waldmichelbach versetzt. Dort erblickte als das jüngste einer großen Kinderfamilie Adam Karrillon am 12. Mai 1853 das Licht der Welt. In dem katholischen Schulhause stand seine Wiege, eine Tafel an dem Gebäude weist jetzt auf diese Tatsache hin.

Bis zum Herbst 1867 verbrachte Karrillon seine ganze Jugendzeit in Waldmichelbach. Die Eindrücke dieser Waldmichelbacher Zeit haben sich in dem phantasiebegabten Knaben tief eingeprägt, und er hat in dem weltfernen Odenwaldsdorfe, das damals noch ganz von dem Verkehr ablag, innerlich mehr erlebt als ein Stadtkind des gleichen Alters. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehört die ihm durch die Erzählung seiner Mutter überlieferte unbarmherzige Weissagung einer Zigeunerin: „Daß sie's weiß, Frau Schulmeister, an diesem Rohmägen verdient einmal der Sargtischler nichts, der stirbt im Wasser.“ Obwohl der Knabe einmal durch Einbrechen beim Schlittschuhlaufen auf einem Tümpel bei Aschbach und später als Mann zweimal auf seinen Seereisen in Gefahr geriet, zu ertrinken, so behielt die Prophetin glücklicherweise ebensowenig recht wie eine Leinwebersfrau und die Dorfsbarbieregattin, die ihm ein langes Leben deshalb absprachen, weil er zu geschäftig sei, ihm dazu noch eine blaue Ader über die Nasenwurzel ließe und vor allem, weil trotz eifriger Suchens keine Läuse auf seinem Kopfe zu entdecken waren; hatte doch die Erfahrung erwiesen, daß alle Ferkel verreckten, auf denen sich die Läuse nicht ernähren konnten.

Im Dorfe war der junge Karrillon bald eine gesuchte Persönlichkeit. Alljährlich im September wurde er in den Nachbarfeldern herumgetragen, um mit seinen Füßen das Sauerkraut einzustampfen. Aber noch aus einem anderen Grund war er in dieser Periode eine viel gesuchte Persönlichkeit im Dorfe. Seine Mutter, die meist krank zu Bette lag und stets an Kopfweh litt, nahm nach dem Versagen ärztlicher Hilfe die Karline, eine arme Steinhauserwitwe mit elf Kindern, in Anspruch; denn diese konnte wahr sagen und bei Mensch und Vieh „brauchen“, d. h. mit sympathischen Mitteln die Krankheiten verschwehen. Ihre Kur bestand darin, daß sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die Hände umständlich faltete, den schmerzenden Kopf leicht anblies

und sanft die Schläfen streichelte. Sobald sich die Schmerzen wieder einstellten, mußte das Verfahren wiederholt werden. Wenn auch die Karline mit Eiern, Speck, Schmalz, Kartoffeln und anderen Lebensmitteln bezahlt wurde, so wurde das Verfahren auf die Dauer doch teuer, und seine Anwendung in der Nachtzeit führte zu Unbequemlichkeiten. Deshalb wurde nach längerer Verhandlung der kleine Adam in den geheimnisvollen Wortlaut der Beschwörungsformel eingeweiht. Das mystische Zeremoniell hatte er von selbst bereits der weisen Frau abgeguckt. Als sich die Kunde von seinen Fähigkeiten im Dorfe verbreitete, wurde er bald zu allen Tages- und Nachtzeiten geholt, wenn Mensch oder Vieh seiner Hilfe bedurfte. Gruselig war es ihm namentlich, wenn er bei solchen Gelegenheiten nachts, in eine Pferdebede gehüllt, an der Kirchhofsmauer vorbeigeschleppt wurde. Und doch hätte der Mann diese Erlebnisse des Knaben nicht missen mögen!

Aus seinem Jugendleben ist die erwähnte Karline, die trotz ihrer vielen Sorgen immer heiter und guten Mutes war, nicht herauszudenken. Sie galt ihm für einen Ausbund von Gelehrsamkeit. Hatte sie doch ein „Lebensrhythmus“, das sie auswendig wußte! Als einmal seine ältere Schwester die Geschichte von Josua und Kaleb lernte, indem sie sie laut her sagte, da stieg in ihm der Wunsch auf, das Wunderland kennen zu lernen, sobald er einmal der Schule ledig wäre. Seinen Entschluß teilte er der Karline mit, die sich doch im heiligen Lande auskannte. Sie bestärkte ihn darin: es werde ihm leicht fallen, ein Heiliger zu sein, und dem Knaben „dünkte es ein glückliches Loß, so aus Holz geschnitten auf dem Hochaltar zu stehen.“

Auch zu kirchlichen Berrichtungen wurde er herangezogen: zunächst zum Glockenläuten, später zum Messedienen. Beim Orgelspiel des Vaters hatte er die Noten umzuwenden. Nachdem seine Mutter drei Tage nach seinem zehnten Geburtstag gestorben und sein Vater anderthalb Jahre darauf zum zweitenmal in die Ehe getreten war, war es sein Wunsch, von zu Hause fortzukommen, weil er mit seiner Stiefmutter kein gutes Verhältnis finden konnte. Er kam daher, von dem Gerichtsakzessier Christoph Arnold und dem in dem Philologiestudium gescheiterten Gaderner Schullehrer Georg Pühl vorbereitet, im Herbst 1867 in das hiesige Konvikt nach Mainz. Von einer Reise nach Frankfurt a. M. zum deutschen Schützenfest im Juli 1862 abgesehen, kam Karrillon jetzt eigentlich zum erstenmal aus seinem Heimatdorfe heraus. In Mainz besuchte er das Gymnasium. Er wurde in die Sexta aufgenommen, die, da das Gymnasium damals nur acht Klassen mit der Bezeichnung Octava bis Prima zählte, der heutigen Quarta entsprach. Fünf Jahre lang war Karrillon im Konvikt, bis er in einem Aufsatz über ein frei zu wählendes Thema die Tätigkeit eines Arztes mit solcher Begeisterung behandelte, daß seine ausgesprochene Vorliebe für diesen Beruf klar zutage trat. Er wohnte für den Rest seiner Gymnasialzeit in Privatquartieren.

Im August 1873 verließ Karrillon das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife. Er machte nun eine Reise donauabwärts bis Budapest. Mit Beginn des Wintersemesters bezog er als Student der Medizin die Universität Gießen. In dem letzten seiner drei Giesher Semester trat er der Burschenschaft Alemannia bei. Mit dem Sommersemester 1875 siedelte er nach Würzburg über und beendete drei Jahre später sein Studium durch

die wohlbestandene Prüfung. Darauf praktizierte er ein Jahr lang in Eich (Rheinhausen), lernte in dem benachbarten Oberheim seine spätere Frau kennen und begab sich im Wintersemester 1879/80 nach Freiburg, um dort auf Grund einer chirurgischen Arbeit die Doktorwürde zu erwerben. Dann ließ er sich in Rodenhäusern in der Pfalz als Arzt nieder und gründete bald darauf, im Oktober 1880, seinen Hausstand. Da die Tätigkeit in Rodenhäusern seinen Wünschen nicht entsprach, siedelte er im Jahre 1883 nach Weinheim a. B. über und kam wieder in die Nähe seines Odenwälder Heimatdorfes. Weinheim blieb sein Wohnsitz, bis der Weltkrieg eine Veränderung für ihn brachte. Weinheim ist auch der Ort, wo der Schriftsteller und Dichter in ihm erwachte. Bis dahin verging aber noch mehr als ein halbes Menschenalter.

Zwei Seelen wohnen in Karrillons Brust: die eine haftet an der Heimatflur, die andere treibt mit sehrender Macht in die Ferne. Reisen und Wanderungen führen ihn nach Dänemark, 1885, in den folgenden Jahren nach Mailand, nach Neapel. Im Jahre 1894 besucht er die Antwerpener Ausstellung, umhüllt dann Frankreich und Spanien, geht in Genua aus Land und wandert durch das Tal der Dora Baltea über den kleinen und großen St. Bernhard nach Aix-les-Bains und Genf. Das Meer, das er auf dieser Reise zum erstenmal sah, übte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Sein Reiseziel geht nun über Europa hinaus. Wie wir gesehen, hatten schon die biblischen Geschichten in dem Knaben den Wunsch wachgerufen, die Stätten, wo sie spielten, einmal kennen zu lernen. Im Sommer 1896 ging dieser Wunsch in Erfüllung. Am 28. August trat er die Reise dahin an. Sie ging über Triest, das Adriatische und Ionische Meer, Griechenland, Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Damaskus nach Jerusalem. Der Rückweg ist durch die Stätte Bethlehem, Port Said, Kairo und Alexandrien umschrieben. Die Tagebuchaufzeichnungen, die er auf dieser Reise machte, gaben die Grundlage für sein erstes Buch: „Eine moderne Kreuzfahrt“. Es erschien 1898 bei Friedrich Ackermann in Weinheim. Ein besonderes Gefallen fand an dem Werke der bekannte Darmstädter Arzt, Prof. Dr. Ludwig Büchner. Er lud Karrillon zu sich nach Darmstadt ein und ermunterte ihn zu weiterer schriftstellerischer Tätigkeit.

Einen weiteren Anstoß hierzu erhielt er dadurch, daß er finanzielle Verluste, die er durch die Beteiligung an einem industriellen Unternehmen erlitten habe, durch den Ertrag seiner Feder wieder wett zu machen suchte. So entstand im Winter 1899/1900 sein erster Roman: „Michael Hely, der Dorfteufel“, dessen hauptsächlichster Schauplatz Waldmichelbach ist. Im Frühjahr 1900 war er vollendet. Wohl zwanzig Verlegern bot Karrillon sein Werk an, bis schließlich der Weinheimer Buchhändler Adolf Rothberger den Verlag übernahm. Wie aber das Buch gerade fertiggestellt war, geriet er in Konflikt, und der Verfasser mußte die Auflage, die zum Teil aus gebundenen Exemplaren, zum Teil aus ungehefteten einzelnen Bogen bestand, aus der Masse zurückverlangen. Nun lagerte die Auflage auf dem Speicher seines Hauses in Weinheim. Ein großer Teil davon wurde mafulliert, und durch ein Makulaturrezept lernte es die zufällig in Weinheim weilende Frau Hofrat Fröhlich aus Achaffenburg — sie starb im Juni 1920 — kennen. Sie erkannte in dem Buche das Meisterwerk. Begeistert von dem Leben suchte sie Karrillon auf und erbat sich fünf Exemplare, damit sie einen Verleger dafür suchen könne. Und das gelang ihr nach kurzer Zeit: der Berliner Verlagsbuchhändler Grote zeigte sich bereit, den „Michael Hely“ in die bei ihm erscheinende „Sammlung zeitgenössischer Schriftsteller“ aufzunehmen. Die Aufforderung der Verlagsbuchhandlung zu einer Besprechung in Berlin erreichte Karrillon gerade in dem Augenblicke, wo er im Begriff stand, als Arzt einer Reisegesellschaft eine Reise nach Skandinavien anzutreten. Auf der Rückkehr nahm er seinen Weg über Berlin, wo der Verlagsvertrag abgeschlossen wurde. Im Jahre 1904 erschien der „Michael Hely“ bei Grote in zweiter durchgesehener Auflage. Die merkwürdige Geschichte des Buches hat Karrillon in seinem eben im Druck befindlichen Roman „Am Stammtisch zum faulen Hobel“ genau erzählt.

Wie der Dichter an dieser Stelle selbst sagt, war der Roman „ein Spiegel der Wirklichkeit“. Er war erlebt. Viele Züge aus seinem eigenen Leben und vieles, was ihm in seiner Jugend in seinem Heimatdorf erzählt worden war, hat der Verfasser in die Erzählung verwoben. Der Name Hely ist nicht frei erfunden. Zu Karrillons Jugendzeit lebten zwei Träger dieses Namens in Waldmichelbach, ein Michael, gewöhnlich der „SchreinerMichel“ genannt, und ein etwas zehn Jahre jüngerer, Valentin, gewöhnlich der „Balken“ genannt, dessen Hauptberuf die Anfertigung von Särgen war. Beide Brüder haben zu der Gestalt des ob seiner bösen Taten „Dorfteufel“ genannten Michael Hely des Romans Modell gestanden. Im übrigen freilich sind die Geschehnisse dieses Entertien des Glückes frei erfunden. Die letzte Wohnung des Dorfteufels war ein alter Torturm, der die den Katholiken und Evangelischen gemeinsamen Gloden barg und Ende der 1860er Jahre abgetragen wurde. Darum wurde auch die genaue Nachbildung eines in Privatbesitz befindlichen Delbildes dieses Gebäudes in farbiger Lithographie neben dem Bilde Karrillons den wenigen noch vorhandenen Exemplaren der ersten Auflage des Michael Hely

beigefügt, die mit Genehmigung der Grote'schen Verlagsbuchhandlung zur Einweihung der Gedenktafel an dem Waldmichelbacher katholischen Schulhause als Privatdruck ausgegeben wurden.^{*)}

Der „Michael Hely“ fand überall begeisterte Aufnahme: alsbald nach seinem Erscheinen hatte sein Schöpfer mit einem Male einen Namen in der deutschen Literatur. Überall suchte man nach Vorbildern und riet auf Charles Dickens, Wilhelm Raabe und Gustav Frenssen, und doch kannte Karrillon die beiden ersten kaum, und Frenssen, dessen „Jörn Uhl“ erst 1901 erschien, war zur Zeit der Entstehung des „Michael Hely“ überhaupt noch nicht bekannt. Abgesehen von Gratisvorlesungen über Literaturgeschichte, die Karrillon auf der Universität gehört hatte, hatte er sich überhaupt nicht viel mit Literatur beschäftigt. Von Einfluß auf seine schriftstellerische Entwicklung war neben der Bibel und der Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ vor allem sein Lieblingsdichter Shakespeare und Johann Gottfried Seume, dessen Werke, namentlich den „Spaziergang nach Syrakus“ er auf dem Gymnasium las und daraus „das Sehen während des Wanderns lernte“.

In den Jahren 1908 und 1909 folgen zwei weitere Romane: „Die Mühle zu Husterloh“ und „O domina mea“. Obwohl er in keinem dieser beiden Werke Mainz, Gießen oder Würzburg mit Namen nennt, so hat er doch frühere Erinnerungen an seine Mainzer Gymnasialzeit und seine Gießener Studententzeit und, in das spätere, an seine Würzburger Studienjahre hineingewoben. Bei beiden Werken steht im Mittelpunkt der Erzählung ein junger Mediziner: in der „Mühle zu Husterloh“ Hans Söhrlé, der sich nach dem Untergang der väterlichen Mühle in der Nähe der Goldküste beinahe Schiffbruch gelitten hätte, in „O domina mea“ Innocenz Vorum, der nach dem Tode der von ihm geliebten Frau an dem Glücke seines Lebens verzweifelt und Wüthend wird.

In dem Erscheinungsjahr von „O domina mea“ (1909) unternahm Karrillon als Schiffsarzt auf dem Dampfer Eleonore Wörmann eine Reise nach Kamerun, auf der er in Nikoosie in der Nähe der Goldküste beinahe Schiffbruch gelitten hätte. Er hat die Reise in dem Buche „Im Lande unserer Urenkel“, das 1912 erschien, meisterhaft geschildert.

Die nächsten zwei Jahre sind wieder dem Stoffammeln gewidmet: das ist aber bei Karrillon ohne Reisen und Wanderungen undenkbar. So führt ihn im Jahre 1911 eine Reise nach Sizilien und Kalabrien, und im August 1912 tritt er eine Reise nach China und Japan an. Bei den klippenreichen Parazellen des südchinesischen Meeres geriet das Schiff in einen Taifun, und nur mit knapper Not entging es mit seinen Insassen dem Untergang. Karrillon war Schiffsarzt bis Hongkong, wo er ins Spital ging. Die Rückfahrt erfolgte auf dem Landweg mit der sibirischen Bahn über Moskau. Die auf dieser Reise gewonnenen Eindrücke trug er mehrere Jahre mit sich herum, ehe sie sich zu einem Buche verdichteten. Dieses erschien erst 1919 unter dem Titel: „Sechs Schwaben und ein halber“. Das Buch ist keine einfache Beschreibung seiner Weltreise, sondern die Reisebeschreibungen sind mit romanhaften Bestandteilen durchsetzt. Deshalb erzählt auch Karrillon hier nicht wie bei seinen beiden andern Reisebeschreibungen in der ersten Person, sondern er versteckt sich unter der Maske des Doktor Ebenich, dessen Name soviel besagt als „eben ich“. Die Person des Doktors Ebenich hatte Karrillon bereits in dem 1914 erschienenen Buche „Bauerngeschichten“ eingeführt. In jedem Stück dieser Sammlung von sechzehn Novellen aus dem Schattenlande, denen allen Erlebnisse aus Karrillons Landpraxis zugrunde liegen, kommt ein Arzt vor, der in fünfzehn Ebenich und in nur einer einzigen, „Tragödie eines Gänserichs“, Lebelang heißt.

Von der Weltreise zurückgeführt, schmiedete Karrillon neue Reisepläne. Der Weltkrieg machte sie zunichte. Da sein Sohn, dem er im Jahre 1912 seine Weinheimer Praxis übertragen hatte, gleich am ersten Mobilmachungstage als Oberassistentenarzt nach Wilhelmshaven abreiste, so nahm der Vater die verlassene Praxis wieder auf. Als aber sein Sohn am 2. Juli 1915 auf dem Minenschiffe „Albatros“ während der Operation durch eine einschlagende russische Granate tödlich verwundet wurde und noch an demselben Tag starb, da hielt es ihn nicht länger in Weinheim: er ging im folgenden Jahre an das Reservelazarett Schliersee. Dort entstand in kurzer Zeit ein Werk, das er schon lange mit sich herumgetragen hatte, „Adams Großvater“, das im Jahr 1917 erschien. Es ist wieder ein Odenwaldroman; in seinem Mittelpunkt steht Karrillons mütterlicher Großvater, der Bürger und Häbner Peter Philipp Vangert, geboren in Weiher als Sohn des Johannes Vangert und seiner Ehefrau Maria Eva geb. Fischer am 5. Dezember 1778 und gestorben zu Waldmichelbach am 26. November 1865. In dem Roman, der Dichtung und Wahrheit enthält, heißt er Baumgarten. Im Volksmund wird er wegen seines ansehnlichen Besitzes nur der Kurfürst geheißen. Sein Sohn Johann Peter, der Peteranton des Romans, ist darin nach dem Leben getreu geschildert: durch flores Leben und geschäftliche Untüchtigkeit richtet er das väterliche Erbe zugrunde. Wie in dem Roman war er zweimal verheiratet, das zweite Mal indessen mit einer Bauern-

^{*)} Zu beziehen durch Prof. Gg. Wittig, Mainz, Kurfürststr. 36.

tochter aus Gartenrod, und zwar zu einer Zeit, wo er bereits auf der Gerberei in Nischbach hauste. Sein Leben beschloß er in Amerika als Händler. Diesem verkommenen Sohne steht der Schulmeisterjohn Adam gegenüber, der Landarzt wird und zuletzt die einzige Freude des Großvaters ist. In dem Schulmeisterjohn schildert Karrillon niemand anders als sich selber. Von Schliersee kam er im Jahre 1917 an das Reservelazarett Witten, wo er bis zu seiner Ueberfiedlung nach Wiesbaden am 1. Oktober 1918 wirkte.

Im Sommer 1920 gedachte Karrillon auf dem Wörmannsdampfer „Regina“ als Schiffsarzt eine Reise nach Finnland zu machen. Da das Schiff aber zum Transport von Abstimmungsberechtigten nach Ostpreußen, insbesondere nach Königsberg und Tilsit, beschlagnahmt wurde, so fuhr es zwischen Swinemünde und Pillau am Frischen Haff hin und her. Seine Erlebnisse während dieser Fahrten legte er in „zehn Briefen aus Swinemünde“ nieder, die in der Zeit vom 10. Juli bis zum 30. November 1920 im „Karlsruher Tagblatt“ veröffentlicht wurden.

Auf der „Regina“ entstand zum größten Teil ein neuer Roman: „Am Stammtisch zum faulen Hobel“, der demnächst im Verlag von Neuf & Jitta in Konstanz erscheint. Dieses Werk führt uns in die Mitte von Karrillons Stammtisch in den „Vier Jahreszeiten“ in Weinheim. Der in dem Roman gewählte Name erklärt sich dadurch, daß der Wirt ein ehemaliger Schreiner war. Die Stammtischgesellschaft verläßt ihr früheres Lokal „zum blauen Affen“, weil der Wirt gegen ein Mitglied, den Affessor Hübzig, unverdächtig gewesen war. Nun wird die Gesellschaft bei zwanzig Abendessen vorgeführt, bis sich schließlich der Stammtisch in den Wirralen des Krieges auflöst: der Tod räumt unter den Stammgästen auf, und auch der Wirt stirbt. Der Oberförster möchte das Kellnermädchen, diese Liebetraut, heimführen, sie will aber die Witwe des Wirts nicht im Stich lassen, und so verzichten zwei edle Menschen auf ihr Eheglück zugunsten der in Not geratenen Frau. Unter den Stammgästen begegnen wir einem alten Bekannten in der Person des Doktors Ebenich. Auch den von den Stammtischgästen zum Besten gegebenen Anekdoten und Schwänken liegen, mehr oder weniger dichterisch ausgeschmückt, wirkliche Geschehnisse zugrunde.

Ebenfalls aus dem Leben gegriffen ist der noch ungedruckte Roman „Biljo Nonimus“. Hier ist an der Hand der Geschichte eines Arztes, der einer Theologenfamilie entstammt und das Gefühl für seinen Beruf verliert, das Schicksal des deutschen Kassenarztes dargestellt. Das jüngste, noch namenlose Werk Karrillons ist eine eigene Lebensbeschreibung, die aus Dichtung und Wahrheit besteht. Die geschichtlich genaue Darstellung der Geschehnisse ist nicht Karrillons Sache. Er ist dazu viel zu viel Dichter mit frei gestaltender Phantasie. „Ich bin leider so veranlagt“, bekennet er einmal selbst, „daß die Zahlen für mich keine Rolle spielen. Ich kann das nicht ändern, so sehr ich mich

auch darüber ärgern mag. Die Biographie selbst ist, nachdem ich mich erst einmal hineingearbeitet habe, ein Roman geworden.“

In einem Maße wie selten bei einem Schriftsteller sind Karrillons Werke Selbstbekenntnisse. An vielen Stellen ist Selbsterlebtes mit geschichtlicher Treue berichtet. Die Kenntnis seines Lebens gibt eigentlich erst den Schlüssel zum tieferen Verständnis seiner Werke. Darum wurde zu dem Einweihungstage der Gedenktafel an seinem Geburtshause eine kleine Schrift herausgegeben, die einen Lebensabriß seines Vaters, einen Ueberblick über sein Leben und seine Werke und eine kurze selbstbiographische Skizze neben vier kleinen in der zweiten Hälfte des September 1921 entstandenen Erzählungen von ihm enthält.

Damit ist die hier beabsichtigte Uebersicht über Karrillons Schaffen beendet, das den Leser entweder in die engere Heimat des Verfassers oder aber in fremde Länder führt. Die Kraft des Dichters wurzelt jedoch in der Heimat, und es ist bezeichnend für ihn, daß er sein erstes Werk „Eine moderne Kreuzfahrt“ mit einem kleinen, gemütvollen Kapitel „Wie ich dazu kam“ einleitet und darin den Leser zunächst in das Waldmichelbacher Schulhaus führt, das jetzt eine Gedenktafel und einen neuen heiligen Flortau erhalten hat, ähnlich dem von Karrillon an dieser Stelle beschriebenen, aber im Laufe der Jahre verschwundenen Beschützer gegen Feuersnot.

Adam Karrillon ist eine eigenartige Erscheinung in der Literatur. Mit fünfundsiebenzig Jahren veröffentlicht er sein erstes Werk, und als er sich durch sein zweites einen Namen erwirbt, zählt er einundsüßzig Jahre. Ohne bestimmte Vorbilder, ohne irgendeiner Schule als bestimmter Richtung zu folgen, legt er in seinen Werken die Erfahrungen eines ausgereiften Lebens nieder. Seine Gestalten sind nicht ausgeklügelt und konstruiert, sondern Menschen von Fleisch und Blut, wenn auch oft knorrig und kraus und, was seine Bauerngestalten anlangt, bisweilen zu philosophisch und gedankenreich, stets jedoch durchaus deutlich und heimlich. Dem entspricht Karrillons Schreibart. Ueber dem Leben stehend, rührt er bald, bald erheitert er, sein Humor ist bald grimmig, bald wehmützig. Er hat seine eigene, frischderbe Schreibart, an der man ihn auf den ersten Blick erkennt. Sie erinnert vor allem durch ihren Humor an die Holzschmittmanner mittelalterlicher Meister. Wenn ihm auch der Schalk stets im Nacken sitzt, so ist er doch „mehr als ein nur humoristischer Dichter, er ist ein wirklicher Humorist von Gottes Gnade“ (Die Fese, 1919 S. 399). Die harten, scharfen Konturen und die gesunde Derbheit seiner Bücher bewahren sie vor weichtlicher Empfindsamkeit. Karrillons Werke setzen gereifte Leser voraus. Sie sind keine leichte Lektüre, sie regen zum Nachdenken an und wollen erlebt und hierdurch als Besitztum auf immer erworben sein.

Adam Karrillon / Eigene Lebensskizze.

Sehr geehrter Herr!

Ihre werke Zuschrift zeigt mir, daß es Menschen gibt, die sich für den Lebensgang und das Schaffen der zeitgenössischen Schriftsteller interessieren. Derartige Leute können unter Umständen für uns Schreiber hochwertiger sein, als jene, die dann hintennach, wenn wir einmal nicht mehr sind, über unsern Gräbern Denkmäler errichten. Freilich, sie können auch lästig werden, wenn sie zu viel wissen wollen und eine förmliche Generalbeichte von uns verlangen, ohne daß sie doch in der Lage wären, uns absolvieren zu können. Da niemand verpflichtet ist, gegen sich selber Zeugnis abzulegen, so schüßte uns ein diskretes Schweigen vor Ungelegenheiten an solchen Stellen, wo Reden gefährlich werden könnte. Ich hoffe, daß diese meine Offenherzigkeit Sie rühren wird und beginne unter dieser Voraussetzung die kurze Niederschrift meines Lebenslaufes.

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß etwa ein Kommet am Himmel oder ein Beben in den Eingeweiden der Erde mein nahes Ankommen auf der Welt angekündigt hätten. Es geschah dies vielmehr in aller Stille, und zwar im Jahre 1853 im christkatholischen Schulhause zu Waldmichelbach, dessen Beschreibung man auf Seite 1 meiner „modernen Kreuzfahrt“ nachlesen wolle. Ueber die ersten Tage meiner Erdenpilgerfahrt ist nicht einmal mir selber etwas Nachteiliges bekannt geworden. Ich hatte an jeder Hand fünf Finger und die vorschriftsmäßige Nase im Gesicht. Mit der Erbsünde freilich war ich ja auch behaftet, bin dieselbe jedoch im Bad der Taufe, so hoffe ich, los geworden. In den Schüßeltas, den meine Mutter zweifelsohne für das Fest zugerichtet hatte, soll der amtierende Geistliche kräftig eingehauen haben, während ich selber nichts davon zwischen die Lippen bekam. Doch ging es auch so. Mit des Himmels und einer frischmilkenden Kuh Beihilfe gedieh ich innerhalb neun Monaten derart, daß ich, an einem Strumpflochen fauend und durchs Zimmer rutschend eine Eigenerin empfangen konnte, die gekommen war, um sich nach zerbrochenen Regenschirmen zu erkundigen. Meine Mutter war krank und lag im Bett. Es ist nicht anzunehmen, daß ich dieses Bild

bei meiner damaligen Jugendlichkeit durch persönliche Anschauung in mich aufgenommen hatte, allein die Sache ist so oft und so glaubwürdig vor meinen Ohren erzählt worden, daß sie sich tatsächlich für mich zu einem Gebilde von wirklicher Existenz verdichtete wie ein Schnitzwerk von Welt Stolz. Noch sehe ich die zerlumpte Gestalt mit dem Hampelrock vor mir stehen und sehe ein paar falsche Augen aus einem schwarzbraunen Gesicht stehend auf meiner kriechenden Existenz hängen. Und mir ist es auch, als ob ich die vernichtenden Worte hörte, mit denen sie meiner Mutter unbarmherzig das Horoskop stellte: „Daß sie's weech, Frau Schulmeister, an diesem Notnötigen verdient einmal der Sargtischler nichts, der stirbt im Wasser.“ Diese Rede der Zigeunerin ist mir nicht aus dem Sinn gekommen. Es wäre doch zu schade, wenn die Weissagung der ehrwürdigen Sibulle sich nicht erfüllen sollte. An mir läge es, daß bin ich mir mit Seelenruhe bewußt, dann nicht. Denn wenn ich auch dem Wasser, wo es in kleinen Portionen dargeboten wurde, mit Hartnäckigkeit aus dem Wege ging, so bin ich ihm überallhin dort nachgelaufen, wo es sich in Meeresbreiten und Tiefen in überwältigender Majestät sehen ließ. Dreimal freilich ist der Todesengel nahe genug an mir vorübergegangen. Erstmals zu Nischbach im Odenwald auf einem kleinen Stauweiher. Der Teufel mag den Lümpel holen. Obwohl zwei Hühner seinen Inhalt aussaufen konnten, so hätte er mir doch beinahe das Leben genommen, als sein Eis unter meinen Schlittschuhen gebrochen war und ich in seinem Schlamm die Beine nicht gerade kriegen konnte. Wen die zwei folgenden Sterbgelegenheiten interessieren, der mag sie im Mikroskop an der Goldküste suchen und in den Korallenriffen der Parazellen zwischen den Seestädten Singapur und Hongkong. Beschrieben sind diese anmutigen Erlebnisse in meinen beiden Büchern: „Am Lande unserer Urentel“ und „Sechs Schwaben und ein halber“.

So, nachdem nun dem Leser kund und zu wissen getan ist, daß es von mir drei Bücher gibt, die sich mit geographischen Problemen befassen, will ich zur Geschichte meiner Urentel-

lung zurückkehren und wahrheitsgetreu vermelden, daß auch andere Leute gleich der Zigeunerin keine Aktien auf mein Weiterleben nahmen. Da war die erleuchtete Gattin eines Leinewebers, die mir einen frühen Tod prophezeite, weil ich zu geschäftig wäre, und ihr zur Seite stand die Geliebte des Dorfbarbiere, die mit Bedauern feststellte, daß mir eine blaue Ader über die Nasenwurzel lief. Was aber am meisten gegen die Weiterexistenz meiner Persönlichkeit sprach, war der Umstand, daß beide ehrwürdige Matronen, trotz eifrigen Suchens, keine Pünze auf meinem Kopfe entdecken konnten. „Denke Dir“, sagte die Rasierergattin, „sie gehen nur an solche, die gesundes Blut haben. Noch alle Ferkel sind mir verreckt, auf denen sich die Pünze nicht ernähren konnten.“

Mit gläubigem Vertrauen kann ich feststellen, daß sich mein Blut in der Art gebessert haben muß, denn die reinlichen Parasiten verschmähten mich späterhin nicht mehr und waren zahlreich bei mir zu Gast, nachdem ich einmal in der Wochenstube eines rheinheftischen Backsteinmachers übernachtet hatte, und das zweite Mal in einer vorderasiatischen Karavanserai. In dessen war ich trotz aller ungünstigen Prognosen aus den Mädchenröcken heraus und in Hosen hineingewachsen. Aus dieser Entwicklungsperiode erinnere ich mich nun genau, daß ich viel abgesehen und auf Händen getragen wurde. Das erstere besorgten die größeren Schulfrauen und das letztere die Nachbarsfrauen, wenn die Zeit gekommen war, in der das Sauerkraut in die Steine getreten werden mußte. Ob man nun gerade meine Füße zu einem derartigen Geschäft für besonders geeignet hielt, oder ob man beim Sohne des Schullehrers eine größere Reinlichkeit der Körperoberfläche voraussetzte, weiß ich nicht, ich erinnere mich nur, daß ich in den Septembermonaten die Füße gewaschen bekam und dann in den Nachbarhäusern herumgetragen wurde, bis überall der Winterbedarf an Sauerkraut in die Steine kunstgerecht hineingestampft war.

Noch aus einem andern Grunde war ich in dieser Lebensperiode eine vielgesuchte, auf den Händen getragene Persönlichkeit. Schon an einer andern Stelle habe ich mit Vorsicht durchschimmern lassen, daß meine Mutter krank war. Ja, sie war es so intensiv und so beharrlich, daß ich sie mir, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, gar nicht anders vorstellen kann als im Bette liegend und die Stirne von einem weißen Bande umschnürt, die reine Verkörperung eines ewigen Kopfschwehs. Wegen dieses Leidens hatte mein Vater einmal den berittenen Kreisphysikus zum Stehen gebracht, und der gelehrte Herr mit dem Paradedegen an der Seite hatte vom Pferde herunter eines seiner unfehlbaren Rezepte an ihn verkauft. Ob der verordnete Trank nicht der richtige war oder der Apotheker die Handschrift falsch entziffert hatte, mag dahingestellt bleiben, keine Frage, die teure Brühre nützte nichts, und die Karline mußte herbei. Sie wurde unter die Sibullen gerechnet, konnte Hauben bügeln, wahrsagen und mit sympathischen Mitteln die Krankheiten vertreiben, einerlei, ob diese bei Menschen oder Vieh sich eingenistet hatten. Die Karline kam also und erbat sich zur Einleitung der Kur zunächst einen Schoppen Rapsöl, der seinen Weg in die ewige Lampe nehmen sollte, wenn er ihn nicht in den Kartoffelsalat der guten Witwe gefunden hat. Als Fortsetzung der Kur folgte dann ein umständliches Händefalten, Kreuzschlagen in der Luft, verbunden mit leisem Aufblasen des schmerzenden Kopfes und sanftem Streicheln der Schläfen, wobei die Lippen der Beschwörenden wie ein Hammelschwänzchen in zitternde Bewegungen erbebten. Die ganze Prozedur vollzog sich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Und sie half, freilich auch nicht für immer. Sie mußte wiederholt werden, wenn meine Mutter wieder Schmerzen hatte, oder wenn das Del im Krüglein der Sareptauerin auf die Reige ging. Die Unbequemlichkeiten des nächtlichen Aufstehens einerseits und Sparfamkeitsrückzichten andererseits führten nach längeren Unterhandlungen zu dem Ergebnis, daß die Karline den geheimnisvollen Wortlaut ihrer Beschwörungsformel an mich abtrat. Das mystische Zeremoniell, ihr Räuspern und Spucken hatte ich der weisen Frau schon lange abgeguckt, und so konnte auch der Erfolg nicht ausbleiben: meine Mutter wurde ihre Schmerzen los, die meinen aber nahmen ihren Anfang. Die Kunde von meinen Fähigkeiten hatte sich im Dorfe herumgesprochen, und ob nun eine Kuh den Kopf hängen ließ oder irgend eine Wurzelkrämerin Ohrenreife hatte, ich wurde aus dem Bette geholt, und wie zu Rom der Bambino von einem Bett aus andere getragen. Noch erinnere ich mich des geheimen Grausens, das mich durchzitterte, wenn ich des nachts, in eine Pferdebede gehüllt, an der Kirchhofsmauer vorübergeschleppt wurde, oder wenn der rote Schein der ewigen Lampe durchs Küchenfenster hindurch in meine halb verhüllten Augen fiel. So grauig die Geschichte war, ich hätte sie nicht entbehren mögen, denn sie gab mir ein starkes Gefühl von dem Werte meiner Persönlichkeit, und sie trug mir ab und zu ein Honigbrot oder einen Apfel ein.

In diese Zeit lege ich ein Erinnerungsbild, das mir lange ein Rätsel war. Groß und hager, eine starke Erregung in dem blauroten Gesichte verbergend, steht in mangelhafter Bekleidung eine Frau vor mir, meine Mutter. Was hat sie aus dem Bette getrieben, und warum hat sie mir das Hemd über dem Schlüssel hochgehoben und schlägt mich mit der flachen Hand?

Wierzig Jahre lang stand diese Frage ungelöst vor meinem Geiste, bis ein Zufall schließlich die Erklärung brachte, zu einer Zeit, wo ich schon als Schriftsteller bekannt war.

Im Gerberviertel Weinheims kreuzte eine Frankenschwester meinen Weg. Sie machte Halt vor mir und sah mich mit einem sonderbaren Lächeln an, das halb Scherz, halb Ernst, halb Bitte, halb Befehl war. „Was hat sie nur?“ fragte ich mich eben, da kam's auch schon aus ihr heraus: „Und wollten Sie nicht die Güte haben und Fräulein Pfander einen Besuch machen, 's ist eine Dame bei ihr, eine fremde Dame. Aber ich soll ja nichts weiter sagen — Nur so viel noch, 's ist keine Patientin.“ Die Schwester hatte mich mit tausend Gefälligkeiten an sich gefettet, warum hätte ich ihr nicht einmal zu Gefallen leben sollen, auch wenn ich den Sinn ihrer Bitte zunächst nicht verstand?

Ich schritt dem Hause des Fräuleins entgegen. Ein Klopfen mit dem Finger, ein „Herein“, und ich stand einer Dame gegenüber, deren frischrotes Gesicht von den Kirschblüten eines schneeweißen Haars geschmackvoll umrahmt war. „Karrillon“ sagte ich und erhielt die Gegenfrage: „Hör ich recht, seh ich recht, der Schullehrer Adam steht vor mir? Der Adam, den ich viel tausendmal auf meinen Armen durch unser Haus und unseren Garten getragen habe. Sie müssen nämlich wissen, ich bin die Tochter vom Apotheker Pauli in Waldmichelbach. Der Vater, ja du lieber Himmel, der ist lange tot, und ich selber bin Witwe schon seit Jahr und Tag. Ich war mit dem Arzte Dr. Kritzler in Schafheim verheiratet und habe von ihm zwei Söhne, die beide Soldaten sind. Der eine ist Hauptmann in Leipzig, und von dem komme ich soeben. Er war schwer krank, und ich pflegte ihn. Als er die Krisis einer Lungenentzündung hinter sich hatte und einmal wieder lesen konnte, hat ihm sein Arzt ein Buch mitgebracht, das zunächst seine und dann auch meine Aufmerksamkeit fesselte. Soll ich Ihnen sagen, welches der Titel dieses Buches war? Können Sie's nicht etwa raten? Nun denn, er hieß: „Michael Hely“ und war von Adam Karrillon, „Adam Karrillon“, schreie ich meinem Sohn entgegen, „Du, Karl, das ist der blonde Bube, den wir in der Apotheke mit Süßholz gefüttert haben. Wer anders soll' es sein. Ueberhaupt, die Karrillons laufen nicht allzu dicht auf der Welt herum. Hör, den Schlingel muß ich noch einmal sehen, bevor ich aus dem Leben gehe.“

„Und nun ist er da, und Sie haben einen Menschen gesehen, wie es deren viele gibt,“ unterbrach ich den gefälligen Redefluß.

„Deren viele? Nein, das müssen Sie nicht sagen. Aber wissen Sie was? Aus Ihren Augen sehen zwei Menschen mir entgegen, Ihre Mutter und Sie selber. Aber kommen Sie doch näher! Lassen Sie uns auf dem Kanapee Platz nehmen und von vergangenen Zeiten reden und von Menschen, die längst nicht mehr sind. O, wie doch Ihre Mutter eine schöne Frau war, d. h. solange sie gesund war. Dem Himmel sei's geklagt, an zehn Jahre war sie krank. Können Sie sich noch vorstellen, wie Ihre Mutter außer Bettes ausgehoben hat?“

„Ja, aber nur in einer einzigen Pose, und die scheint auf meine Artigkeit kein gutes Licht zu werfen. Sie ließ meine Rückseite dafür hüßen, daß meine Vorderseite gesündigt hatte.“

Frau Kritzler lachte hell auf. „Nein, was Sie doch für ein Gedächtnis haben,“ warf sie ein, „das wissen Sie also noch, daß Sie einmal von Ihrer Mutter hart abgestraft wurden! An einem Samstag war's, und wissen Sie auch warum?“

„Das weiß ich eben nicht, wußte es damals nicht und heute ebensowenig, und so lebt, ob des verletzten Rechtsempfindens, ein gewisser Groll in meiner Seele weiter. Können Sie nicht bringen an diesen dunkeln Gefühlswinkel, verehrte Frau, ich bitte Sie darum, dann tun Sie es.“

Frau Kritzler lachte verlegen. Sie schien im Zweifel zu sein, was sie tun wollte, gab sich aber mit einemmale einen Ruck, daß das Sofa stöhnte und begann:

„Nun ja, was ist denn auch dabei. Wir sind nur zwei Sorten Menschen, und wenn wir tun, als ob eins das andere nicht kenne, so ist das doch die bare Heuchelei. Na, so erfahren Sie denn durch mich, wenn Ihnen die Tatsache so treu im Gedächtnis steht, warum Ihre Mutter Sie geschlagen hat, und wie Sie im Kirchspiel Waldmichelbach über Nacht zu einer berühmten Persönlichkeit geworden sind!“ Und sie fuhr fort:

„War's nicht im Jahre 58 oder 59, daß wochenlang allabendlich ein Komet, lang wie ein Wiesbaum, und hell wie eine Fackel leuchtend am Himmel stand? Es war dies in Ihrem fünften, in Ihrem sechsten Lebensjahre höchstens.“

„Und wegen dieser Unregelmäßigkeit, die am Himmel vor sich ging, habe ich auf Erden Prügel bekommen. Wie, stimmt das wohl, Frau Kritzler?“

„Einen Augenblick Geduld, und der Faden findet seinen Weg ins Nadelöhr. Ländlich fittlich ging es in den Odenwaldshäusern her, und wenn im Dorfe, mit Verlaub, ein Nachtopf aufzutreiben war, so konnte dies nur beim Landrichter sein, der eine von Nabenhaupt zur Frau hatte. In den übrigen Familien hieß es vorm Schlafengehen: „Macht Euch reisefertig!“ Auf dieses Kommando hin pflegten die Kinder für einen Augenblick zu verschwinden, um nachdem ins Bett zu gehen. So war es auch im Schulhaus üblich, und so gingen Sie, wie ich mir denke, an einem Samstag mit dem Bewußtsein, einer Notwendigkeit

gerecht zu werden und einem Schaden an der Bettwäsche vorzubeugen, vor das Geländer der hohen Schultreppe."

"Es wird da doch wohl schon düster gewesen sein, und ich will nicht hoffen, daß jemand an meiner Nachtoilette Vergerniß genommen hat. Zwar die Leute waren wenig welterfahren und vielleicht nicht so duldsam wie die Bewohner Brüssels, denen das „Männchen Fiß“ alle Tage vor Augen steht," erlaubte ich mir zu bemerken.

"Schonung jeder Natürliebe" ist die Devise auf dem Lande, und wenn der Komet nicht gewesen wäre, hätte kein Hahn danach gekräht, was der Lehrersbub auf der Schultreppe trieb. So aber hatte der Herrgott seine Buchrute am Himmel ausgesteckt, und die Leute deuteten dies Zeichen auf das Schlimmste. „Krieg werden wir haben," sagten die einen. „Der Antichrist ist auf dem Wege," die andern und ein dritter gar prophezeite: „Die Welt geht unter mit allem Völkern, vom Menschen bis zum letzten Maitäfer." Manche singen an, ihr Gut zu verkaufen, andere wurden fromm und griffen nach den Rosenkränzen. Die letzteren nannten sich die „Brüder vom seligen Ende" und versammelten sich zuweilen des Abends unter der Schultreppe. Von dieser Stelle aus konnte man nämlich gut sehen, wie der feurige Drache den glühenden Kopf über den Götterberg streckte, den brennenden Körper langsam nachzog, bis er schließlich in seiner ganzen Schrecklichkeit wie ein brennendes Krokodil am Himmel stand. Die „Gemeinde vom seligen Ende" zitterte. „Heute wird's," sagte der Blasbalgfriedrich, „heute holt uns der Teufel."

„Versündige Dich nicht," widersprach der Klingelbeutelchor. „Noch ist es nicht ganz an dem. Die geheime Offenbarung lehrt, daß vorm Untergang der Dinge tosendes Wasser aus den Wolken fallen werde."

„Da ist es schon," schrie eine messerscharfe Weiberstimme aus der frommen Versammlung, und eine zweite, eine dritte und vierte bestätigte die Beobachtung der ersten, und im Nu war der Menschenhaufen auseinandergebrochen wie eine Taubenschar, unter die der Habsicht stößt. Kein Zweifel, daß Ihre Mutter den ursächlichen Zusammenhang der Dinge ahnte, und nun vollzog sich das, Herr Doktor, was Ihr Rechtsempfinden so empfindlich gekränkt hat."

Ich danke der Frau Kritiker für die späte Aufklärung und danke allen Lesern, die meine Offenherzigkeiten bis hierher verfolgt haben, indem ich zugleich hoffe, sie werden aus der Geschichte erkennen, daß ich außer den drei Reisewerken als viertes einen Bannroman, „Michael Hely" zubenannt, geschrieben habe.

Auf meine Jugendzeit zurückgreifend, muß ich bemerken, daß ich mich in normaler Entwicklung befand und vom Glockenstranzgießer zum Mehdiener aufgerückt war. Mein Wissensdrang erstreckte sich nun vorwiegend darauf, ob am Ende des Hochamtes von dem Meßwein etwas übrig geblieben wäre, oder ob nicht vielleicht ein kleiner Kupfer- oder Silberpfennig am Klingelbeutel und an Rom vorbei den Weg auf die alten Grabplatten des Kirchenbodens gefunden haben könnte. Dieses Suchen war keine unrentable Beschäftigung, und ich erinnere mich genau, daß ich zwischen Haarnadeln und Hosenknöpfen sogar einmal ein österreichisches Sechskreuzerstück gefunden habe, was sich bei mir auf den spärlichen Rat meiner Mutter hin in ein Taschmesser verwandelte. Aber noch andere Schätze wurden von mir erhoben. Unter anderm, als ich schon lesen konnte, ein Büchlein in grünem Einband, das den Titel trug: „Morgens fern in dunkler Nacht", im Himmel gedruckt und zwischen Rosenau und Waldbüren aus den Wolken gefallen war. Wertwürdig, welche staatsverbrecherischen Dinge nicht alle im Himmel damals gedruckt werden durften. Da stand nämlich schwarz auf weiß — und es handelte sich doch wohl um den Anfang der sechziger Jahre —, daß der König von Preußen noch einmal so zusammenkrumpfen werde, daß er mitamt aller seiner Heeresmacht im Schatten eines Kuckbaumes sein Mittagsschläfchen machen könne. Auch war zu lesen, daß, wer die neunziger Jahre erlebe, mit einem goldenen Flug ins Feld ziehen könne, in dessen die Hühner zu Hause die goldenen Eier legen. Berzählen wir's dem Büchlein, daß es sich um anderthalb Dutzenden geirrt hat, aber daß es zu meinem Gedenken noch Prophezen gab, das soll keiner mir abzustreiten wagen. In einem freilich hatte das Büchlein nicht gehalten, was es versprochen hatte. Es fand sich nämlich auf Seite 77 eine Anweisung, wie man einen prügeln könne, ohne Gefahr zu laufen, daß man selber geprügelt werde. „Man nehme einen Fuhrmannskittel", so hieß es da, „und breite ihn aus über einen Haufen Scherben. Schlägt man mit einem Holunderprügel, der neben einem Mählgraben gewachsen sein muß, beim Mondschein auf den Fuhrmannskittel, so hat derjenige, den man prügeln will, am nächsten Tage ein steifes Kreuz und lahmt auf dem linken Bein." Es waren drei von meinen Kameraden, die ich hinter den Vorhang meiner magischen Kräfte schauen ließ. Dieses Triumvirat versammelte sich auf dem alten Kirchhof und einigte sich bezüglich des Sträflings auf einen Gerichtsakzessisten, der den Versuch wagte, uns in die Geheimnisse der lateinischen Deklinationen einzuführen. Ach Müllersohn, ach Müllersohn, dein Vorschlag war es, daß der Rechtsbesessene geprügelt werde! Die Scherben waren recht, der Kittel echt, der Prügel

vorschriftsmäßig, und gleichwohl mißlang dir das Experiment! Ach, und vieles außerdem ist dir mißlungen im Leben, und zuletzt, ja zuguterletzt bist du gestorben. Dein gedacht ich, guter Kerl, als ich „Die Mühle zu Hüsterloh" schrieb, und wer dein Schicksal gelesen hat und die vier vorausgenannten Bücher kennt, nicht wahr, Herr Sortimentier, dem haben Sie bereits fünf von meinen Schriften verkauft und dem werden Sie ein weiteres empfehlen, das ja auch aus meinen jungen Tagen herausgewachsen ist, obgleich sein Titel uns an die Pforte des Paradieses führt, indem es „Adams Grokwater" heißt?

Aus dem Brunnen meiner Gymnasialzeit war wenig zu holen. Sechs Jahre lang vollierte ich mit dem Hosenboden die Bänke des Mainzer Gymnasiums, während die Verba auf mir an meinem Geist herumhobelten. Ach, dieser arme Geist, für dessen öfteres Verjagen der Schädel erhalten mußte. Engel mögen die Ohrfeigen zählen, die ich einheimen mußte, und sie mögen sie als Vorempfang an dem in Abzug bringen, was an Höllefeuer beim jüngsten Gericht auf mein Schulkonto vorgebracht sein mag. Wehe mir, daß ich Carrillon hieß, was hab ich nicht um dieses Namens willen alles gelitten! Mein erster Klassenführer war das, was man späterhin einen Alldeutschen nannte, und er hatte das G, vermutlich, weil es in seiner Charakterlosigkeit fast niemals ohne die Stelze eines andern Konsonanten auftrat, und feruerhin deshalb, weil es ein Ausländer war, dem man mit Feuer und Schwert als Patriot auf den Leib rücken mußte. So warf er mir eines Tages mit der belehrenden Beigabe einer Ohrfeige die empörende Frage ins Gesicht: „Warum denn schreibst Du Deinen Namen mit G? Kannst Du „Hochmutspinsel" mit den 24 Buchstaben des deutschen Alphabets nicht auskommen? Wie mehr will ich dieses halbe G da, diese Mißgeburt, vor Deinem Namen sehen!" — „Der Gescheideste gibt nach," sagte zum Scharfrichter der Schinderhannes, und ließ sich köpfen. Ich schrieb also meinen Namen, während er die Klasse führte, mit K.

Nach ihm führte ein Neuphilologe, der hinter den Wortstämmen her war, wie das Lamm hinter dem Schaf, das Regiment. „Warum schreibst Du denn Deinen Namen mit K, Du Sekkartoffel? Weißt Du nicht, daß das Wort aus dem Französischen stammt und zu deutsch Glockenspiel heißt?" Was half mir's, daß ich die hintere Hälfte seiner Fragen mit Ja beantwortete, meine Ohrfeige hatte ich eingeheimst, bevor sich noch der Sekundenziger meiner Uhr von einem Stricheln zum andern bewegt hatte.

Zu guterletzt fiel ich einem in die Hände, der zu meinem Unglück den „Don Quixote" in der Sprache des Cervantes lesen konnte. Er hatte herausgekügelte, daß Carrillo das Diminutivum von dem spanischen Worte Karro sei und Kärgelein bedeute. Er forderte von mir im kategorischen Imperativ unter Dreingabe einer Ohrfeige, daß ich meinen Namen mit K schreibe. Ich tat's, und da mich späterhin wegen dieses Vergehens niemand mehr ohrfeigte, so blieb's bei der Untugend, und ich muß zugeben, daß sie mich bis dato auch noch um keine Erbschaft gebracht hat.

Wie alles ein Ende nimmt, so tat es auch die Schulzeit, und zwar glücklicherweise, ohne daß einer meiner weltfichtigen Erzähler etwas davon gemerkt hätte, welsch ein literarisches Neptil an den Brüsten der Wissenschaft großgefängt worden war. Der erste Mensch, der ein Erzählertalent an mir entdeckte, war ein Tierarzneischüler auf der Altemannentweipe zu Gießen. Der biedere Herr hatte mir mit den drei Bändern um die Brust und seinen Schmissen im Gesicht so gewaltig imponiert, daß ich ihn zu meinem Leibburschen erwählt hatte. Dieser Bevorzugung gegenüber fühlte er wohl die Verpflichtung, sich beim Fröhschoppen neben mich zu setzen und sich über allerlei Ereignisse aus meinem Vorleben zu informieren. Bald merkte ich, daß er sich für meine Schnurren interessierte und daß er herzlich lachen konnte, wenn ich ihm die Geschichte erzählte, wie der Indigo-Franzel die Wollechristel um den Preis von einem Maitäfer an einem Hering lecken ließ. Ja, nicht genug damit, daß er sich selber an meinen Erzählungen freute, er wünschte mir auch einen Kreis von Hörern zu verschaffen, und so erlebte ich, daß er eines Abends einem würdigen Herrn mit vielen Semestern und keinem Examen zurief: „Du Neuschenberg, da setz Dich einmal auf den leeren Stuhl und höre zu, was dieser krumme Fuchs so interessant erzählen kann."

„Ob er kommen wird, der hohe Herr," so dachte ich mir, denn Neuschenberg hatte ein „von" vor seinem Namen und sah in der Tat äußerst feudal in die Welt hinein. Und er kam wirklich, hörte eine Zeitlang mit Herablassung meinen Geschichten zu und fand bei seinem Weggang für mich die huldvollen Worte, die ich späterhin einmal einem Backsteinmacher in den Mund gelegt habe: „Junge, aus Dich war was zu machen, wennste Talent hattest!"

„Wennste Talent hatt'st?" Darum also handelte es sich noch. Das war die Frage! Ja, hatte ich denn nicht Maturitas gemacht und stand schon vor dem Philosophicum, über dessen Alippen mir meine Kenntnisse der Entwicklungsgeschichte der Wandwürmer und Trichinen mit Bestimmtheit hinweghelfen würden? War ich denn nicht zur Universität gegangen, um zu vergessen? Wollte ich denn nicht noch allerlei dazu lernen zu dem, was ich schon wußte? Und hatte ich nicht regelmäßig die Gratisvor-

lesungen über die neuere Literatur besucht, weil ich so eine kleine Ahnung hatte: „Wer weiß, vielleicht siedt doch so etwas von einem Schriftsteller in Dir, ein Angeborenes, was sich nicht bestimmen läßt, was mein Leibbursche fühlte, und was der feudale Herr das Talent nannte?“ Zum Versuche einer literarischen Betätigung kam es nicht. Ich war nur rezeptiv, nicht produktiv. Ich speicherte wie ein Kornfild die Vorräte in mir auf, unbewußt dessen, ob sie einmal Mehl werden sollten oder nicht. Und doch, sie liefen, wenn auch nach Jahrzehnten erst, über die Walzen. Wer sie sehen will, mag in dem Roman „O domina mea“ suchen, mit welchem Namen ich ein weiteres Buch aus meiner Feder hier vorstellen möchte. Was es bringt, sind süße Düfte, die über blühende Nebberge im Mainthal strichen.

Aber dem Vogel waren mit den Jahren die Schwingen kräftiger geworden, und der Drang nach den Horizonten hatte ihn über Meer und Länder nach fernen Geitaden getragen. Neue Eindrücke hatten die Seele durchschauert und mußten sich nach außen manifestieren. Nur der Vordergrund des Bildes blieb Heimat, während eine weite Perspektive vor indischen Tempeln buckelige Dromedare sehen ließ und Affen, die mit Kokosnüssen in den Händen auf den Festons blühender Rianen schaukeln. Dies Spielen mit dem Fremden wurde mir übel genommen. „Er hat den Heimatboden verlassen, der seinen Muskeln Kraft und Stärke gab,“ sagte der Kritiker, und ich meine, dies Urteil trifft nicht durchweg zu. Schön, denke ich, bleibt schön, und eine Odenwälder Flachsbäuerin kann auch dann noch verführerisch sein, wenn sie ein indisches Foulardtuch um die Schultern geschlagen hat.

Im übrigen hat jeder seine Ansicht, und ich will auch jene nicht verwerfen, die mir einmal von einem Menschenarzt im „Halben Mond“ zu Heppenhenn vorgetragen wurde. Der gefühlvolle Herr hatte mein „Bauerngesellschaft“ gelesen, und da er nicht von Blüdesheim war und Spas hieß, so hatte er an den Novellen allerlei auszuüben. Zunächst meinte er, der Inhalt des Buches hielte nicht, was der Titel verspräche. Unter „Bauerngesellschaft“ könne er sich nun einmal nur Sachen denken, die mit Sauerkraut und Schweinernem zum mindesten im Geschmack so nahe verwandt wären, daß man sich bei der Lektüre ein Abendessen sparen könne. Das sei nun aber gar nicht der Fall, und Schlüsselkäse, der einmal in dem Buche erwähnt werde, sei seine Liebhaberei nicht.

Da aber meinte er, der nicht aus Blüdesheim war, die er-

zählten Geschichten seien ruß und puß erfunden. Er komme als Arzt gleichfalls unter den Bauern herum; derartige Dinge, wie ich sie da erzähle, hätte er weder gesehen, noch mit irgend einem andern seiner normal fungierenden Sinne in sich aufgenommen. Er gäbe mir den guten Rat, die Fügereien bleiben zu lassen, wenn ich mich der Hoffnung hingebende, den Sanitätsrats-titel erziehen zu können.

Weiter vornen habe ich schon einmal von Prophezeiungen gesprochen; die in Erfüllung gingen. Die des offenerzigen Kollegen tat dies auch. Ich habe es zum Sanitätsgeräthe nicht zu bringen vermocht; ob es daran liegt, daß ich zu weit von Darmstadt entfernt drüben im badischen Ausland lebte, oder ob gar meine Schriftstellerei mich um die hohe Auszeichnung gebracht hat, muß zweifelhaft bleiben. Bedauerlich allerdings wäre der letztere Fall schon deshalb, weil das Schreiben heutzutage bei dem Papiermangel nicht nur nichts nützt, sondern schon deshalb gefährlich werden kann, weil gewöhnlich das Schreibmaschinenskräulein mehr für die Reinschrift rechnet, als die Redaktionen dem Dichter von Gottes Gnaden zahlen wollen. Ist es da ein Wunder, wenn man auf andere Gedanken kommt und sich wie Faust in seinen alten Tagen mit dem Probleme abquält, wie man sich und den verehrlichen Mitchristen den allernähernden Mutterboden erweitern könne. Sehen Sie, mein verehrter Gönner, durch solche Grübeleien bin ich auf den geistreichen Einfall gekommen, ob man nicht etwa mit den antiquierten Jahresberichten der Großherzoglich Badischen Bezirksärzte den Bodensee austrocknen und auf dem gewonnenen Terrain ein Versuchsfeld für Zionisten einrichten könne. Sollte die Idee Ihrer Verwirklichung entgegengehen, nun dann, mein Herr, hoffe ich, daß Sie noch öfter von mir hören werden. Inzwischen habe ich meine ostasiatische Reise unter dem Titel: „Sechs Schwaben und ein halber“ erscheinen lassen. Vielleicht hätte ich längst zu schreiben aufgehört, wenn ich nicht durch Tätigkeit mir über die Misere der Gegenwart hinweghelfen wollte. So entstand das soeben im Druck sich befindende Buch „Am Stammtisch zum faulen Nobel“, das Manuscript „Bischof Konimus“ und eine Autobiographie, die noch nicht getauft ist. Kleinere Novellen sowie die „Briefe aus Swinemünde“ lesen so zwischendurch. Ob mein Hirnkasten damit vollkommen ausgefüllt sein wird, weiß ich freilich noch nicht, denn ich befinde mich erst im 70. Lebensjahre und wiege immerhin noch 116 Pfund, die im Achtskudentag schon noch etwas leisten können.

Adam Karrillon / Am Stammtisch „Zum faulen Nobel“.

Den Aushängebogen des demnächst im Verlag von Neuf & Zita in Konstanz als 9. „Gelbrottes Buch“ erscheinenden jüngsten Werks Karrillons entnehmen wir folgende Probe.

Ich war ein armer Assessor, der seine Examensgelder noch nicht bezahlt hatte und amtierte zu Edenkoben in der Pfalz. Hätte ich nach dem Sinne meines Königs leben wollen, so konnte ich mein erstes verdientes Geld zum Schneider tragen, um mir dafür eine Uniform bauen zu lassen. In diesem Falle hätten dann wohl die Kinder meiner Aufwartefrau, denen ich ein wenig Beisprang, ohne Schiefertafeln in die Schule laufen können. Ich dachte nun so bei mir: Diesen Edenkobener Spitzbuben bist du mit und ohne Uniform keine sympathische Erscheinung und der König sieht dich nicht und wohnt im weitentlegenen München. In letzterer Beziehung hatte ich mich verrechnet. Er wohnte nämlich seit zwei Tagen schon in seiner Villa über dem Städtchen. Uns war es noch nicht bekannt geworden, denn Ludwig liebte die Weiblichkeit im Singularis und wohl auch Dualis, aber die Massenaufgebote weißgekleideter Empfangsdamen mit hausgemachten Huldigungsgeheimen waren nicht nach seinem Sinn. So war er in aller Stille in seinem Sommerstube eingezogen und ich erfuhr die Tatsache zufällig von meiner Aufwartefrau, als sie mir den Kaffee brachte und das Bett in die Morgensonne vor's Fenster legte.

„Haben's schon gehört,“ so redete sie mich an; der König sitzt wieder da droben! O Fegerl, dös wird wieder a Gelaaf geben, da durch die Weinberg nauf nachem Schlüssel. Gut, daß die Trauben noch hart sind. Das Beamtengeheim freissette sonst die ganze Weinberg leer.“

„Was es net sagen, der König im Land, Frau Wamperl. Na dann wird's lebhaft werden auf den Schneiderwerkstätten und die Bügelfalteln werden rote Backen kriegen wie die Binger Bauernmädeln beim Hochsuffest. E' neue Uniform wird das Feldgeschrei werde vom Nachwächterhäusle bis zum Bezirksamtspalast.“

„Na, und unserelns kann wegen dem König seinem Uniformstammel seine Zivillumpen selber flicken und sich die Pappn eigenhändig von den Müllhaufen zusammenlesen, weil die Referendare nicht zahlen.“

„Wegen meiner Bügelfalteln soll kein Schneider seinen Stahl verbrennen und hier, Wamperl, haben's einstmellen die Hälfte von dem, was ich ihnen schuldig bin,“ sagte ich, setzte meinen Rodenhut ins Genick und ging nach dem Edenkobener Bahnhof zu. Ich muß hier nämlich bemerken, daß ich in diesem

Städtchen als Assessor angestellt war und allda meinen Amtssitz hatte, zurzeit aber den erkrankten Amtsrichter in Landau vertrat. Um die Sache ganz der Wahrheit entsprechend zu berichten, muß ich hinzufügen, daß der Amtsrichter schon einen Vertreter hatte, dieser aber wegen einer Reserveübung nach Ingolstadt kommandiert war. Wie ich so im Kluppe saß, ging mir die Sache mit der königlichen Anwesenheit im Lande doch etwas durch den Kopf. Das war ich sicher, daß von dem hohen Herrn alles, was unter dem Sammelnamen „Beamter“ subsummiert werden konnte, zur Audienz befohlen werden würde. Sicher war ich, daß er jeden seiner Diener in Uniform zu sehen wünschte. Sicher war ich aber auch, daß ich meinem schwindstüchtigen Gelbbentel eine so ausgiebige Blutentziehung, wie die Anschaffung einer Uniform, nicht zumuten könne.“

Der Erzähler paußierte einen Augenblick, den Herr Bittersüß benutzte, um die Kassierin zu fragen, ob es nicht züge, während Herr Kellien seinem Amie ein energisches „Ge-sichte her!“ zurief und fuhr dann fort, nachdem er eine Priese in seine Nasenscheiter geschoben hatte:

„Gewiß, ich dachte nach, wie ich den Fuß aus der gefährlichen Schlinge ziehen könne. Allein mir kam nichts auf den Kopf als eine alte Ledertasche, die ich zur Reparatur mit nach Landau nehmen sollte. Sie war, derweil der Zug über eine Weiche ging, aus dem Netz gefallen. Ich ärgerte mich und „Nun wird's erit recht nichts mit der Uniform,“ schwur ich für mich selber und hob sogar die Finger in die Höhe, als ob ich wie andere arme Sünder vor einem von meinesgleichen stände. Felsenfest hatte ich es mir vorgenommen, daß ich es dem Könige ins Gesicht sagen wolle: „Meine Mittel gestatteten es mir nicht, die Hälfte meiner Jahresentnahmen für ein Kleidungsstück hinzugeben, das ich kaum ein- oder zweimal im Jahre zu tragen Gelegenheit finden würde.“ So zur Abwehr ganz und zum teilweisen Angriff halb gerüstet, erwartete ich die Einladung oder vielmehr die Aufforderung zur Audienz. Und sie kam in dem üblichen Kurialstil. Gegeben zu . . . Euer Hochwohlgeboren werden hiermit usw.“

An dem mir vorgezeichneten Tage zog ich meinen Examenstrack an, setzte den Zylinder auf und schob auf einem Pfade, den ich sonst nur auf meinen Jagdgängen zu betreten pflegte, durch die Weinberge hinter Edenkoben zur königlichen Villa empor. Mit Eifer befaßte ich mich auf alles das, was man dem König Schlechtes nachsagte, nur um den Gedanken loszuwerden, daß ich in einer Stunde etwa dem Augenrollen eines furchtbaren Halbottes gegenüberstehen müsse.“

„Was sagen Sie? Halbrott? Nein, schlimmer als das. Solche Potentaten können wahre Dämonen werden, wenn sie das Menschsein vergessen haben. Bei ihrem Anblick kann sich einer den Schnupfen holen,“ bemerkte Herr Weyerermann, während Herr Bittersüß seinen Rockfragen stellte, wahrscheinlich, weil er vermutete, es ziehe von irgendwoher aus einem königlichen Wetterwinkel.

Herr Rodenhäuser aber setzte seine Erzählung fort: „Den Bauern umwehelt sein Hund und den König irgendein besterter Geheimrat. Einer von der Sorte hatte mich im Hofe der Villa entdeckt und führte mich in ein großes Zimmer, dem er den Namen Audienzsaal beilegte. Da standen sie denn die königlichen Beamten der Pfalz in einer langen Zeile da, wie die Buchstaben eines Satzes, kleine und große, fette und magere, bunt durcheinander gemischt. Uniformen in allen Farben waren reichlich vorhanden, und was nicht in einer solchen gleichte und glänzte, war durch einen wackeligen Schneiderzahn oder einen Stehfragen mit Diplomatenbinde als Pastor oder Missionsprediger genügend charakterisiert und durch eine rote Nase als Pfälzer.“

„Dah Sie mir meine Amtsbrüder nicht schlecht machen,“ unterbrach der Dekan Leisetritt. „Die rote Nase paßt doch mehr ins Gesicht der Gerichtsbeamten als in das der Pastoren.“

„Sie paßt in jedes Gesicht, wie der Schwanz an den Hund hintern, und in der Pfalz verliert der nichts an Kredit, daß das Jmoberbergwerk zwischen den Backen trägt. Im übrigen wollen wir uns über Neußerlichkeiten nicht streiten, jetzt, wo Ludwig, der Bayernkönig, eben auf dem Plane erschienen ist, um seine ergebene Beamtenchaft mit wohlthuender Verablassung zu inspizieren.“

„Wer sind Sie und wie heißen Sie?“ fragte er einen ihm zunächststehenden Mann in Zivilkleidung.

„Ich bin Notar und heiße Gimpel.“

„Gimpel? Hör' ich recht? So sollte kein Rechtsverständiger in meinen Diensten heißen.“

„So wollt' ich untertänigst um die Erlaubnis gebeten haben, meinen Namen ändern zu dürfen.“

„Etwa in Dampfass oder Bluisink? Da wird nichts draus. Er ist ein Gimpel und bleibt ein Gimpel. Weiter übrigens, Herr Zeremonienmeister.“

„Gutbrot, Kreisrat zu Neustadt, königliche Hoheit.“

„Leberklüßiger Name für einen Beamten, der in einer Gegend wohnt, wo das wächst, was er vorstellen will. Drückt Sie etwa der Krage, weil Sie so etwas Weilschenblaues im Gesicht haben?“

„Der Krage nicht, aber der Schuh, königliche Hoheit.“

„Kann mir schon denken: Junge Frau, viel Kinder. Ist dem nicht so? Zuvor getan, nachher bedacht. Sollte umgekehrt sein. Weiter, Herr Zeremonienmeister.“

„Seither hatte der Landesvater seine Kinder mit einem hochheiligen Lächeln beglückt, das über den Strang schlug und sogar zu einem Lachen wurde, als königliche Hoheit verkehrtlich den Prior der Minoriten nach der Anzahl seiner Kinder gefragt hatte. Leider aber schlug das landesherrliche Frühlingswetter bei der Nummer fünf der Vorzustellenden um, dieser Mann, der so gar nichts Grünes an sich hatte, sondern dürr in einem bereits spiegelnden Bratenrod steckte, bekannte sich nämlich — es klingt fast gotteslästerlich — als der königliche Oberförster zu Hinterweidental und dies einem Selbstherrscher gegenüber, der die Uniform mit den goldenen Eicheln selber ausgedacht hatte und sie höher schätzte als den Mann, der in ihr zu wandeln pflegte. Das Gesicht des Königs war wie umgepöffen. Alles Wohlwollen war aus den Zügen verschwunden und eine kalte Grausamkeit lag darin so, als ob das Unterschreiben eines Todesurteils eine bei ihm mehr noch als alltägliche Beschäftigung geworden wäre. Was der Mund der Miene sprache noch hinzutat, klang nicht weniger kalt und martorhart.“

„Sie ein königlicher Oberförster?“ klangen die gefrorenen Worte. „Dort sehen Sie sich Ihren Nebenmann zur Rechten an, das ist ein Oberförster, wie er sein soll. Die Kofarde am Out, die grünen Raupen auf den Schultern und den Hirschfänger mit dem goldenen Griff am linken Oberschenkel, so wünsche ich meine Oberförster zu sehen. Und mit der Büchse im Arm, den Hahn gespannt, so soll ihn auch der Holzrevolver sehen und der Wilddieb und der Teufel selber, wenn er es wagen sollte, in meinen Forsten den Auerhahn zu beschleichen.“

„Habe ich etwa den Spieß geschaffen, daß ihn der Nachtwächter zu Hause stehen läßt. Bei Gott, Mann, wenn ich nicht wüßte, daß er Weib und Kinder zu ernähren hat, ich machte ihn zum Förstner an der Hundeklinik zu Weihenstephan und er müßte mir Geldbeutel machen aus den Ohren, die man all dort den Schnauzern abzuschneiden pflegt.“

„Wie nach einem gewaltigen Donnererschlag herrschte plötzlich eine unheimliche Stille im Audienzsaal, und wenn der König so gute Ohren wie Augen gehabt hätte, ich glaube, er hätte hören können, wie mir das Herz unter den Rippen klopfte. Die Blicke nach links verdrehend, sah ich mir die kurze Reihe meiner Vordermänner an. Ich zählte: Eins, zwei, drei. So viel waren es noch. Drei Mann tadellos im Gewande ihres Amtes, dann stand der König, mein König, vor mir und

verlangte Rechenschaft von mir, wie von dem Weidentaler Oberförster, warum ich seinem Willen zu widerstreben wagte. Ein Königreich für einen guten Einfall, so dachte ich mir und dem ersten Handwerksburschen einen Schnapsgröschchen, wenn der Einfall so ist, daß ich hinter einem Könige herlaufen kann, wie eine alte Köchin hinter einer jungen Hausfrau.“

Und der gute Gedanke kam. Er kam nicht als Treppenwitz, nein, er war da, als Ludwig von Bayern in Lebensgröße vor mir dem Zivilisten stand und mich mit strengen Augen fragte: „Und wer sind Sie?“

„Nehmen zu Gnaden, königliche Hoheit, ich bin der Vertreter vom Vertreter des königlichen Amtsrichters in Landau.“

Ob dieser Antwort hing in einem gekrönten Haupte das Gehirn langsam zu arbeiten an. Man merkte diesen Prozeß an den nachdenklichen Worten, die sich zentnerschwer über königliche Lippen drängten:

„Der Vertreter — vom Vertreter — des königlichen Amtsrichters in Edenkoben,“ stammelte der Monarch und wiederholte dreimal die zaubervolle Formel.

„Ah, jetzt mit einem Male hatte der Herrscher im Reich der Geister begriffen. Er fing an zu lachen und fragte den Zeremonienmeister: „Wie ist's, Herr Geheimrat, haben wir für solch ein Monstrum eine Uniform?“

Der Angeredete schüttelte lachend den Kopf. Die Situation war gerettet und ich selber mit ihr.

„Und der Handwerksbursche,“ fragte der Hauptlehrer Weyerermann, „bekam der seinen Schnapsgröschchen?“

„Mehr noch als das. Er bekam einen Sechsbägener und kaufte sich dafür einen solchen Rausch, daß er von der Schloßwache vor mein Tribunal gebracht werden mußte. Ich gab ihm Freiquartier für eine Nacht und einen alten Ledenhut, mit dem er sich über den Rhein hinüber ins Badische verzogen hat und soviel ich weiß, hat ihm niemand nachgeweiht.“

„Oder tun Sie es jetzt noch, Fräulein Liebetraut? Warum führen Sie den Schürzenzipfel zu den Augen, schöne Seele?“ forschte Herr Bittersüß.

„Nicht wegen dem, was die Herren hier zusammenkohlten, sondern wegen dem anderen, was droben im zweiten Stock vorgeht. Wissen Sie schon, daß Herr Zänglein am Sterben ist, und daß Herr Benefiziat Wollenblock ihm die letzte Delung gegeben hat? Schlimm ketts um den, der geht, schlimmer, um jene, die zurückbleiben. Zwei Söhne tot. Die Tochter noch in den Backstischjahren, die Mutter nervenschwach und ohne Tatkraft. Sie schläft ein, sobald sie sich setzt, und die Erbsen rollen ihr aus dem Schoß, wenn sie gerade am Auskernen ist. An der Kaffe keine Kontrolle, am Büffet keine Aufsicht. Wer Zeit hat, greift in die Zigarrenkiste, qualmt und vergift das Bezahlen. Den Weinfeller besorgt der Hausknecht und die Stiefel der Gäste werden schon seit langem nicht mehr gepußt. Die Hühner kommen in die Küche gelaufen und im Papageienkäfig nisten die Ratten. O, der Krieg, der Krieg! Wie werden die Soldaten schauen, wenn sie jemals wieder heimkommen. Keine Geranien mehr auf den Fensterbrettern. Die Läden hängen an einer Angel. Die Treppenläufer haben Mäuler bekommen und heißen den Reisenden in die Schuhe, sogar die Schlüssellocher sind ausgefranzt und jedes Zimmermädchen weiß, wie viel Knöpfe unsere Logiergäste an den Unterhosen haben. Schlimm, meine Herren, sehr schlimm und überm Hause, daß sie's wissen, schwebt der Pleitegeier. Ich, was meine Person angeht, nun ich könnte ja leicht den Jammer los werden. Mein Vater hat ein kleines Gütlein im Maintal in der Nähe von Würzburg, da könnt' ich Brot und Arbeit finden. Aber ich mag die Frau doch nicht im Stiche lassen, die arme Frau.“

Hinterm Rücken des Mädchens stand steif wie eine Bildsäule der Hauptlehrer Weyerermann. Er machte ein ernstes Gesicht und mit den Händen mystische Bewegungen in den Ta-baktsqualm hinein. „Ich komme von oben,“ begann er mit Feierlichkeit, „und kann Ihnen mitteilen, daß Herr Zänglein tot ist. Aber Sie dürfen mir glauben, meine Herren,“ fuhr er fort, „daß er nur ungern geschieden ist und daß er kurz vor dem Sterben noch gelebt hat.“

Man glaubte dem Herrn Hauptlehrer aufs Wort und ging an diesem Abend stumm und schweigend vom Stammtisch „Zum faulen Hobel“ hinweg.

* * *

„Aber erklären Sie mir, Notar! Herrn Wilderotter, den seh' ich ja auch nicht mehr, wo ist denn der eigentlich geblieben?“

„Das wissen Sie nicht? Ach Gott, die ganze Stadt ist voll von all den Abenteuern, in die er verwickelt war. Haben Sie denn nicht gehört, Herr Oberförster, von einem Frankfurter Auto, das ihn zu Schreibpapier gewalzt hat,“ jammerte diese Liebetraut und hielt die Hand vor die Augen, als ob es ihr graute vor dem Anblick eines total aus der Fassung gedrückten Tierarztes.“

„Na, so ganz zerdrückt ist er ja noch nicht,“ lenkte der Notar ein. „Etwas voluminöser wie Mahlenbrot ist er immerhin noch, obwohl er im Gesichte aussieht wie ein Zwetschentuchen und an den Händen wie Salat von roten Rüben. Hören Sie nur, wie's zugegangen ist.“

Er will mit seinem Fahrrad in der Richtung gegen Heidel-

berg hinauf, als er hinter sich das Tuten eines Kraftwagens vernimmt. Ungewiß, wie er sich in Sicherheit bringen soll, kreuzt er die Straße, wird von dem Wagen erfasst und mit samt seiner Maschine unter die Räder gewurft, wie eine Raite, die in eine Schrotmühle fällt.

Wie's so geht. Denen im Auto ist es auch nicht so ganz pläckerlich bei der Sache. Sie stoppen, steigen aus und ziehen zunächst ein Ding wie einen Strickstrumpf zwischen den Rädern hervor. Und was war's? Das Rad von unserem vierbeinigen Freunde. Des weiteren dann hoben sie ihn selber in einem Zustand unterm Wagen heraus, daß ein Althändler ein Narr hätte sein müssen, wenn er für's Ganze mehr wie fünfzig Pfennige geboten hätte. Die Montur war in Fehden, die Haut aber hielt des Doktor's Knochen so ziemlich noch zusammen. Wilderotters Vater war Förster vom Fürst von Fürstenberg gewesen und so war unser Freund sozusagen unter den Wildschweinen des südlichen Schwarzwaldes groß geworden. Wind und Wetter gerbten sein Fell und diesem Umstande verdanken wir es meiner Ansicht nach ganz allein, daß er aus dem Staube der Chaussee noch einmal in annähernd menschlicher Gestalt sich erhoben hat. Seinen Durst sogar hat er aus der kritischen Situation gerettet, und da ganz in der Nähe der Unfallstelle der Herrgott seinen Arm überm Eingang zu einer Wirtschaft herausstreckte, so ging er hinein und trank, als ob nichts vorgekommen wäre vor der Einschenke stehend mit bedächtigen Zügen ein Viertel Rotwein.

„Haben Sie nicht etwa gar eine Momentaufnahme von ihm gemacht? Bei allen Heiligen, Sie tun ja so bekannt mit der Sache, als ob Sie dabei gewesen wären, Herr Notar,“ unterbrach Diefse Liebetraut.

„War ich auch, d. h. beim Ueberfahrenwerden nicht, wohl aber beim Rotweintrinken. Die Kunde von dem Unfall hatte wie Feuer im Strohhaufen eilig um sich gefressen und so kam sie zu mir, als ich eben ausgehen wollte, um meinem Sohne Erbsen für sein neues Blasrohr zu kaufen. Ich lief natürlich nicht zum Krämer, sondern zum Schankwirt hin und fand den Berunglückten genau unter den Umständen, wie ich sie eben geschildert habe. Er war so zerkloppt, daß ich ihm meinen halben Mantel geschenkt hätte, wenn ich St. Martinus wäre und auf einem Hochaltar stände. Bestürzt sag' ich in der ersten Ueberraschung: „Wilderotter, wie siehst — siehst du aus!“

„Du solltest mir erst einmal das Auto sehen,“ war seine kurze Antwort, und er schien sehr zufrieden mit seiner Konstitution zu sein, da der Wagen beim Zusammenstoß nicht weniger gelitten hatte als er selber.

„Er ist der gutmütigste Mensch, der mir noch vor die Augen gekommen ist,“ lachte Diefse Liebetraut hell auf. „Wird er denn bald wieder einmal hierher kommen? Ich brenne darauf, daß er mir dies neue Abenteuer selber erklären soll. Er hat so was, worüber man lachen muß, wenn man ihn erzählen hört.“

„Mit dem Hierherkommen wird's vorläufig noch nichts sein, Diefse. Doktor Ebenich meint, seine Augen hätten bei der Carambolage gelitten, und außerdem will ihn seine Frau nicht aus dem Hause lassen, bis er selber erst wieder gewaschen und seine Kleider zurechtgestriekt wären.“

„Den Anzug flicken?“ eiferte Diefse, „Mir läge das nicht am Herzen, wenn ich Wilderotters Frau wäre. Und wenn ich gar er selber zu sein hätte, so ließe ich mir einen neuen kaufen von denen, die schuld daran sind, daß der alte zerrissen wurde. Wie ich höre, sollen's Frankfurter Juden sein. Na, Kleid und Umhang müßten sie mir anschaffen und Hut und Schleier besäumen sie nicht geschenkt.“

„Wenn's nicht schade um Ihre Nase wäre, Diefse, würde ich raten: Legen Sie sich der Reihersfedern wegen vor die Räder. Sie kommen nämlich heute mit einem großenbeutel und wollen mit Geld alles wieder gutmachen, was sie am Wilderotter verdorben haben. Aber denkt nur, der Einfalt will nichts annehmen. „Keinen Pfennig,“ sagt er.“

„D, ist mein Mann e' dummer Na,“ jammert seine Frau. „Ganz e neue Nore könnt er haben und vom Feinsten, wenn er nur Ja sagen wolt. Nei, aber die alten Huddeln hängt er an und ich kann mir die Finger blutig stechen, bis es Gelump so weit zurechtgestriekt ist, daß es ihm auf dem Buckel hängen bleibt.“

„Sieh einer nur, so sind sie, diese Wilderotters. Die Ehrlichkeit sitzt bei ihnen im Mark der Knochen. So war sein Vater auch. Den Fuchspelz zu einer Winterkappe hat er sich in Konstanz gekauft, und dabei fraßen ihm die fürstbergischen Füchse den Schrotbeutel vom Leibe. Wenn andere Leute, die mit Fellen zu tun haben, gerade so bieder wären, dann gäb's auf der Welt keine Barfüßler mehr, bis auf jene vom Orden der Franziskaner,“ bemerkte der Oberförster.

„Wer so brav ist, den läßt der Himmel nicht im Stich, und so wollen wir hoffen, daß sich seine Augen wieder bessern und daß er nicht nötig hat, nach Heidelberg zu gehen. Wär's nicht besser, Herr Oberförster, er käme zu uns, statt in die Klinik?“ schwahte Diefse unermüdtlich weiter.

„Lassen Sie's gut sein, Diefse, er kann bis zu unserer Hochzeit wieder gesund und zurück sein. Wenn wir den zweiten Trauzungen brauchen, wird er kräftig genug sein, um neben dem Notar herholzieren zu können.“

Ob dieser Worte spitzte Leberle die Ohren wie ein Hünerhund, pfliff seine Kanarienvogelmelodien durch die Zähne und fragte, indem er große runde Augen machte: „Spaß oder Ernst?“

Diefse wurde rot im Gesicht und schlug die Augen nieder. Der Oberförster richtete einen ernstschlossenen Blick über das Mädchen hin nach seinem Freunde, als ob er fragen wolle: „Was meinst du dazu?“

„'s wär's Dämmste noch lange nicht,“ lachten ihm ein Paar schalkhafter Augen entgegen und eine fröhliche Stimme rief: „Bärenklau, greif zu, und zwar so schnell, als du kannst und wenn Euch beiden zu Euerm Glück nichts weiter fehlt als der Pate zu einem Sohn, nun, so will ich den gerne machen. Mein Frack ist in Ordnung und um zwei Mark kauft man eine weiße Halsbinde.“

Diefse war nach der Küche hin schweigend abgegangen, und die beiden Freunde saßen einander unter der Bismarckblüte eine Zeitlang gedankenvoll gegenüber.

„Vieles hat sich im Laufe der Jahre geändert,“ sagte mit einem leichten Aufseufzen der Forstmann, indem er hinter diesen Worten her eine starke Tabakswolke durch den Zaun seines Schnurrbartes hindurchblies.

„Ja,“ antwortete der Notar, „sogar der gipferne Bismarck da oben. Er ist gelber geworden. Ich glaube mehr noch von dem Unsinn, den er anzuhören gezwungen war, als wegen des Tabakqualms, den er verschlucken mußte. Schade, daß er nicht mehr reden kann. Ich möchte wissen, was er zu unserer heutigen Lage sagen würde.“

„Das kannst du auch von mir hören,“ war die trockene Antwort Bärenklau's. „Er würde sagen: „Lernt, Ihr guten Deutschen, von den Dieben das Schweigen, bis Ihr aus Geschäft des Stehlens geht. Der Wolf, der zu früh heult, weckt die Hirten, und die schlagen dem Räuber das Fell voll, bevor er noch einen Fuß über den Pferd gesetzt hat.“

„Lassen wir die Politik, Bärenklau. Sie gehört ins Ressort der Herren Burgschneider und Genossen. Sag' mir lieber, alter Weidmann, ob ich da nicht vor der Tür draußen einen Hund winseln höre?“

„Mir kommt das auch so vor, und täuscht mich mein Ohr nicht, so ist es der Hund vom Wilderotter, der sich so kläglich aufgeführt. Paß auf, er hat wieder die Maulperre und er sucht seinen Herrn, damit er ihm den verrenkten Unterkiefer einrichte.“

Der Satz war noch nicht ausgedrückt, als Diefse Liebetraut ins Zimmer stürzte: „Alle guten Geister, was fangen wir nur an?“ so sagte sie. „Der Marko steht draußen und reißt den Nachen auf, als ob er Handwerksburschen fressen wolle. Er hat die Sperre wieder und seinen Herrn findet er hier nicht. Er ist, wie Ihr alle wißt, nach Heidelberg abgereist. Wie mich der Hund dauert, da kann er lange nach seinem Helfer suchen hier in der Stadt herum.“

„Wissen Sie was, Diefse, der Marko weiß so gut wie Sie, daß sein Herr zurzeit nicht in Zwieburgen ist. Er sucht ihn auch nicht. Er kommt zu Ihnen, weil er denkt, Sie hätten oft genug zugehört und müßten's endlich auch geternt haben, wie man eine ausgepändete Hundschнауze einrichtet. Sehen Sie, da ist er ja schon und mit dem runden Bulldoggengesicht zwischen Ihren Knien.“

„Wahrhaftig,“ sagte das Mädchen und ließ sich auf einen Stuhl niederfallen. Den Hundeschädel wickelte sie derweilen fest in ihre Schürze ein. Dann sprang sie auf und zog an dem so geschaffenen Maulkorb, als ob sie die ganze Dogge mit Leib und Seele an den Durchzug hängen wolle. Während die Bestie sich mit allen Vieren diesem Vorhaben widersetzte, tat es einen kleinen Schnapper und die Operation war gelungen.

Nun hätte aber ein Mensch die Freude des Hundes sehen sollen! Wie verrückt sprang er an seiner Helferin empor und es fehlte wenig, und er hätte sie über einen Sessel geworfen, der da im Wege stand. Diefse wußte sich keinen anderen Rat, sie floh nach der Küche und zog die Tür dicht hinter ihren Fersen ins Schloß. Während der Oberförster schmunzelte und der Notar lachte, biß Marko eine Zeitlang an der Türschwelle herum, dann legte er den Kopf auf die Vorderpfoten, drückte die Augen zu und schlief ein.